

WOLFGANG SANDNER

DIE GLORRREICHEN
SIEBZEHN
DIE hr-BIGBAND

Mit Fotos von Helmut Fricke und Oliver Leicht

SOCIÉTÄTS
VERLAG

INHALT

Zum Geleit	6
Vorwort	7

Die Band

Siebzehn Feinmechaniker für geschliffene Jazz-Kunst	10
--	----

Die Musiker

So schnell wie Dizzy, so lyrisch wie Chet Axel Schlosser	14
--	----

Von Weinheim in die ganze Welt Steffen Weber	18
--	----

Unerschütterlich sensibel Thomas Heidepriem	22
---	----

Wenn Csárdás auf Bebop trifft Tony Lakatos	26
--	----

Töne an die rechte Stelle setzen Manfred Honetschläger	30
--	----

Cool Jazz, Tanz und Herrenrunde Oliver Leicht	34
---	----

IMPRESSUM

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten · Societäts-Verlag

© 2018 Frankfurter Societäts-Medien GmbH

Layout & Satz: Bruno Dorn, Societäts-Verlag

Umschlaggestaltung: Bruno Dorn, Societäts-Verlag

Umschlagabbildung: Ben Knabe / Montage hr

Druck und Verarbeitung: Print Consult GmbH,

München

Printed in Germany 2018

ISBN 978-3-95542-304-9



Gespür für progressive Klangfarben Martin Scales	38
So natürlich wie fallendes Herbstlaub Martin Auer	42
Gipfelstürmer ohne Sauerstoffmaske Thomas Vogel	46
Schwerelos in die Tiefe des Klangs Rainer Heute	50
Hohe Töne mit Charakter Frank Wellert	54
Ein Koffer voller Jimi-Hendrix-Sound Peter Feil	58
Ein Klang wie eine Skulptur Heinz-Dieter Sauerborn	62
Gut an Deutschland? Das Publikum Christian Jaksjø	66
Schlagzeuger müssen Chamäleons sein Jean Paul Höchstädter	70
Mit einem Blasinstrument singen Günter Bollmann	74
Pianist in der Bigband, Saxophonist auch anderswo Peter Reiter	78
Von Graz über New York nach Frankfurt Hans Glawischnig	82
 Der Chef	
Von Manhattan nach Mainhattan Jim McNeely	86

Der Manager

Künstlern den Rücken freihalten Olaf Stötzler	91
---	----

Die Geschichte der hr-Bigband

Vom „Bunten Abend“ ins Pantheon der Jazz-Orchester	95
---	----

Die Projekte

Branford Marsalis, Steely Dan, und Ibrahim Maalouf ist auch dabei	104
--	-----

Die CD-Beilage zum Buch

Barfüßige Tänze und andere Visionen	114
---	-----

Discografie

Konservierte Klänge	120
---------------------------	-----

Die unerträgliche Leichtigkeit der Jazzfotografie	124
--	-----

Weiterführende Literatur	126
--------------------------------	-----

Abbildungsnachweis	128
--------------------------	-----

ZUM GELEIT

Die hr-Bigband als Buch. Eine Band, die von Melodien und Sound lebt, im stummen Medium eines Bildbands. Kann das gut gehen? Es kann. Der Musikkritiker Wolfgang Sandner hat vor einiger Zeit begonnen, die einzelnen Musiker der hr-Bigband zu porträtieren und dies in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* zu publizieren. Sandners Worte klingen wie die Musik der Band und ihrer einzelnen Musiker. Das hat uns in Absprache mit dem Autor bewogen, die Idee finanziell zu unterstützen, aus der Serie das vorliegende Buch zu machen, um den Liebhabern der hr-Bigband das wunderbare Orchester auch auf diese Weise näher zu bringen.

Neben den Fotografien von Helmut Fricke geben die von hr-Bigband-Mitglied Oliver Leicht dem Buch den verführerischen Charakter eines klingenden Band-Porträts. Die beiliegende CD vollendet diesen Eindruck.

So halten Sie nun, verehrte Jazzliebhaber, die hr-Bigband in Händen und können sie zugleich hören. Wir als Verein der Freunde und Förderer der hr-Bigband waren so überzeugt von den vorliegenden Texten und dem Konzept, dass wir sehr gerne das Erscheinen gefördert haben. Wir wünschen Ihnen viel Freude mit dem vorliegenden Werk, das auch als Anregung für diejenigen dienen mag, die den Weg zu den Konzerten der Band noch nicht gefunden haben. Einer Bigband, die gleichermaßen swingen wie experimentell musizieren kann und ihr Publikum immer wieder begeistert.

Frankfurt am Main, im Juli 2018
Freunde und Förderer der hr-Bigband e.V.
Der Vorstand: Rudolf Eisert, Michael Englert,
Rainer Erd, Renate Lindner, Olaf Stötzler

VORWORT

Bigbands kennen keine Tuttisten. Zum individualistischen Stil des Jazz würden sie wohl auch kaum passen. In einem klassischen Orchester, in dem es – vor allem bei den Streichern – viele gibt, gelten Tuttisten aber auch nicht einfach nur als Musiker an den hinteren Pulten ohne solistische Funktion. Ihre wesentliche Aufgabe besteht darin, die besonderen Tonfärbungen der Instrumente dem Klang des jeweiligen Satzes unterzuordnen. Je homogener Streicher und Bläser klingen, desto höher ist die ästhetische Wertschätzung, die ihnen in ihrem Genre entgegengebracht wird.

Im Jazz dagegen ist jedes Bigband-Mitglied nicht nur ein potentieller Solist. Mit ihren unterschiedlichen Klangfarben prägen sie geradezu den Charakter einer Band. Dass ihre Phrasierungen dabei rhythmisch präzise aufeinander abgestimmt sein müssen, versteht sich von selbst. Duke Ellington hat es mit einem seiner bekanntesten Songtitel formuliert: „*It Don't Mean A Thing (If It Ain't Got That Swing)*“. Das heißt, ohne rhythmische Präzision kein Swing, kein Jazz, alles nicht

der Rede wert. Das hat man in den Dance Halls der Roaring Twenties genauso verstanden wie in der Carnegie Hall zu New York, als Benny Goodman dort am 16. Januar 1938 sein legendäres Konzert gab und der Jazz aus der populären Unterhaltungssphäre unversehens in den Adelsstand einer Kunstform gehoben wurde.

Woody Herman, ein ganz Großer unter den Bigband-Chefs, wusste schon, warum er seine leicht ironisch als Rudel oder Herden bezeichneten Orchester mit klar herauszuhörenden Instrumentalisten besetzte. Der spezifische Klang seiner „First Herd“ etwa wurde vom fünfköpfigen Trompetensatz mit Neal Hefti, Shorty Rogers, Sonny Berman, Marky Markowitz und Pete Candoli bestimmt, Charakterköpfe allesamt. Die „Second Herd“ prägte der berühmte „Four-Brothers-Sound“ der Saxophonsektion, ursprünglich mit den drei unverwechselbaren Tenoristen Stan Getz, Zoot Sims und Herbie Steward sowie Serge Chaloff am Baritonsaxophon. Bei den zahlreichen späteren Wechseln, etwa Al Cohn für Herbie Steward, kamen immer wieder klar identifizierbare Mavericks des Jazz hinzu, Musiker ohne nivel-

lierende Brandzeichen, markante Individualisten eben und durchaus keine Musiker, die in eine Herde passten, um friedlich Klänge wiederzukäuen.

Die stilistischen Eigentümlichkeiten einer meist mit fünfzehn bis zwanzig Musikern besetzten Jazz-Bigband haben schließlich zu der Idee geführt, einmal all die Individualisten eines international herausragenden Ensembles wie der hr-Bigband nebst ihrem aktuellen Chefdirigenten sowie dem weit über das organisatorische Geschehen hinaus zuständigen Manager im Regionalteil der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vorzustellen. Diese Serie von Porträts im Zeitraum zwischen 2015 und 2018 bildet den Grundstock für das vorliegende Buch, ergänzt um weitere allgemeine Kapitel. Das Porträt nebst Foto des Bassisten Thomas Heidepriem, der in der Zwischenzeit aus der Band der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt altersbedingt ausgeschieden, aber beileibe nicht musikalisch inaktiv geblieben ist, wurde selbstverständlich mit hinzugefügt. Immerhin hat er jahrzehntelang den Klang, die Harmonien und den Rhythmus der Band wesentlich mitgeprägt. Der neue Bassist Hans Glawischnig, seit 1. Juli 2018 offiziell im Amt, aber als hr-Bigband-Bass naturgemäß noch wenig in Erscheinung getreten, wurde nachträglich mit einem kleinen informativen Beitrag aufgenommen.

Veröffentlichungen dieser Art, mit einem durchaus überschaubaren Leserkreis, wären heutzutage ohne private Sponsoren kaum mehr möglich. Im vorliegenden Fall sind es die Freunde und Förderer der hr-Bigband, die durch ihre großzügige finanzielle Unterstützung diese Publikation erst möglich gemacht haben. Ihnen gilt mein besonderer Dank. Und natürlich allen Musikern,

die mit professioneller Geduld keinen noch so belanglosen Fragen zu ihrem Beruf, ihrem musikalischen Selbstverständnis und auch ein wenig zu ihrem Privatleben ausgewichen sind.

Bigbands sind wunderbare musikalische Anachronismen, Überbleibsel eines vordigitalen Zeitalters, die heute wieder eine überraschende, hoffnungsfroh stimmende Popularität gewonnen haben. Sie zu erhalten, ist eine wichtige kulturelle Aufgabe. Dafür sei auch den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten gedankt, die ihren wesentlichen Beitrag dazu leisten, ohne allzu sehr an Einschaltquoten zu denken. In dieser Hinsicht sei an die skurrile, aber keinesfalls irrationale und schon gar nicht belanglose Überlegung des Schweizer Kulturpessimisten Urs Frauchiger erinnert. Kulturpessimist ist er freilich nur im Sinne des russischen Regisseurs Juri Ljubimow, der meinte, ein Pessimist sei ein gut informierter Optimist. Frauchiger schrieb in seinem auch heute noch bemerkenswerten Buch mit dem Titel „Was zum Teufel ist mit der Musik los – Eine Art Musiksoziologie für Kenner und Liebhaber“ im Jahre des Herrn, anno 1982: „Wenn hunderttausend Menschen James Last hören wollen und ein Mensch Anton Webern, muss man nicht hunderttausend Stunden James Last senden und eine Stunde Webern, sondern eine Stunde James Last und eine Stunde Anton Webern. Da nämlich alle hunderttausend gleichzeitig hören können, kommen alle hunderttausend Last-Freunde auf ihre Rechnung und der Webern-Freund auch. Das ist Demokratie.“

*Wolfgang Sandner,
im Juli 2018*

Wie alles anfang: Mit Arrangements von Fletcher Henderson, seit 1924 mit Louis Armstrong, tauchte die hr-Bigband tief ein in die Geschichte des Jazz. Banjo und Sousaphon waren dafür unverzichtbar.

DIE BAND





SIEBZEHN FEINMECHANIKER FÜR GESCHLIFFENE JAZZ-KUNST

Ein Eliteorchester, um das auch New York die Stadt Frankfurt beneiden könnte:
Die hr-Bigband unter der Leitung des Amerikaners Jim McNeely

Auf dem Gipfel denkt man selten an den langen, beschwerlichen Aufstieg. Wenn Tony Lakatos sein komplexes Solo auf dem Tenorsaxophon beginnt, unterstützt von sechzehn geschmeidig und synchron wie die Wagen eines ICE dahinrasenden Jazzmusikern, gesteuert nur durch einen gelegentlichen Fingerzeig des Dirigenten Jim McNeely, der kaum in die Partitur schauen muss, weil er das Arrangement selbst verfasst und jede Nuance davon im Kopf hat, die Saxophonkaskaden dann abrupt unterbrochen werden von Bläsersätzen, die wie soeben von individuellen Geistesblitzen hervorgebrachte Improvisationen klingen, obwohl sie Note um Note für ein Kollektiv fixiert wurden, der Schlagzeuger schließlich in einen unwiderstehlichen Swingrhythmus überleitet, bei dem man es nicht auf seinem Stuhl aushält und die alteuropäische Bewegungsreserve sofort ad acta legen möchte – Ach, wo sind sie hin, die seligen Zeiten, da die Dschungelklänge von

Duke Ellingtons Orchester mit den Verrenkungen des Jitterbug in eins fielen, womit das Chaos der heraufziehenden Depression wenigstens ästhetisch, oder sagen wir lieber: tanzmäßig übertüncht wurde.

Wenn Tony Lakatos also seine wie frisches Quellwasser sprudelnden Saxophonphrasen zu den Klängen der hr-Bigband spielt, dürften selbst altgediente Jazzfans, die ihre musikalische Sozialisation nach dem Krieg in den wie Pilze aus dem Boden schießenden Lokalen erhalten haben, die den französisch korrekten Namen Domicile du Jazz trugen, und auch die damals jungen Groupies, die in den ersten Reihen saßen, um nach dem Auftritt ein Bier mit Stan Getz oder Miles Davis zu trinken und eine Chesterfield zu rauchen, dürften all die Kenner einer Musik, die man auf den Takt-schwerpunkten zwei und vier betont und nicht wie einen Marsch auf eins und drei, dürften alle diese Aficionados des Jazz Schwierigkeiten haben, bei den kryptischen Dreiklangsumdeutungen des

Saxophonisten zu den raffinierten Sätzen des Ensembles an etwas längst Vergangenes zu denken. Daran nämlich, dass die Vorgeschichte dieses Orchesters und seines Repertoires vor gut siebzig Jahren bei zickigen Schlagern mit Titeln wie „Mitternacht am Congo“ oder „Ich nenne alle Frauen Baby“ liegen.

Die hr-Bigband ist ein grandioses Ensemble, um das die Stadt Frankfurt mittlerweile jedes Jazz-Zentrum im Mutterland Amerika beneiden könnte. Aber seine Anfänge liegen beim Tanzorchester des Hessischen Rundfunks unter der Leitung von Willy Berking. Es gab in den ersten Jahren nach dem Krieg keine Jazz-Bigband in Deutschland. Es gab nur Unterhaltungsorchester, musikalische Dienstleistungsunternehmen für bunte Abende, Radiosendungen und später für die ersten Samstagabendprogramme des Fernsehens. Und ob zwischen „Meine Glückszahl ist die Sieben“ und „Pack die Badehose ein“ auch einmal eine „Moonlight Serenade“ oder ein „Autumn Leaves“ eingeschoben wurde, hing von den Prioritäten des Unterhaltungsmusikchefs und des Orchesterleiters ab.

Viele Musiker wollten Jazz spielen, konnten es aber nicht. Und diejenigen, die es konnten, fanden oft kein allgemeines Interesse für ihre komplexen Harmonien. Caterina Valente beherrschte einen erstaunlichen Scat-Gesang, bevor sie sich entschied, mit „Tipitipitipso“ den kurzen Weg zum schnellen Erfolg zu gehen. Hans Last änderte seinen Namen, stellte den Kontrabass in die Ecke, zog einen weißen Smoking an, goss ein wenig Öl über seine Arrangements, und fertig war der unwiderstehliche James-Last-Party-Sound. Paul Kuhn verstand schon etwas vom Jazzklavierspiel, als andere Musiker ihre Klänge noch nach den Weisen des „Singkamerad“ von 1934 ausrichteten. Dann fand er einen Song und konnte seine eigentlich gewollte Karriere an den Nagel hängen. „Gebt dem Mann am Klavier noch'n Bier“ war kein Schlager, es war ein Brandzeichen. Den Jazzmusiker nahm man ihm danach kaum mehr ab.

Unter einer ähnlichen Stigmatisierung litten lange Zeit auch die Unterhaltungsorchester, die sich nicht so recht in den Kontext des Jazz einfügen ließen. Erst als die Funktion einer Begleitmusik für Unterhaltungsshows ausgedient hatte und die elektronisch verstärkte Rockmusik alle gängigen Vorstellungen von Entertainment umkrempelte, besannen sich einige Tanzorchester auf die Musik der Roaring Twenties, als der Jazz zum ersten und vielleicht zum einzigen Mal wirkliche Popmusik war, nannten sich Bigband und holten die alten Arrangements von Billy Strayhorn sowie die Evergreens von Harry Warren bis zu Cole Porter hervor und machten aus dem Kessel Buntes eben das, wofür auch amerikanische Stars gerne über den großen Teich kamen: Jazz-Kunst. Vier dieser fabelhaften Jazz-Bigbands aus dem Tanzorchester-nachlass der Rundfunkanstalten gibt es noch in Deutschland, und die hr-Bigband steht sicher nicht am Ende dieser Reihe.

Dafür sorgen eben viele ihrer ausgezeichneten Solisten, dafür sorgt aber auch ein kluges Management, das die richtigen Orchesterchefs verpflichtet und attraktive Gäste als Arrangeure und Solisten für die unterschiedlichsten Auftritte einlädt: von Jack Bruce zu Billy Cobham, von China Moses zu Branford Marsalis und von Jörg Achim Keller zu Ed Partyka. Apropos Marsalis: Vor ein paar Jahren konnte man in der Alten Oper Frankfurt eine jener großen Tenor-Schlachten erleben, wie sie für die Swing-Zeit populär gewesen sind. Branford vs. Lakatos. Ergebnis: Unentschieden zwischen dem amerikanischen Grammy-Sammler und dem Star der hr-Bigband. Die explosive Kraft von Tony Lakatos, seine Raffinesse und blühende Jazz-Phantasie forderte dem Spross des legendären Marsalis-Clans alles ab, was zur Essenz aktueller Jazz-Improvisation gehört. Es war eine musikalische Sternstunde und ein Beweis, dessen es eigentlich nicht mehr bedarf: für die Qualität der Frankfurter Schule des Jazz.



Ausgang →

DIE MUSIKER



Ob als Solist oder im Ensemble, Axel Schlosser ist einer der besten Trompeter seiner Generation.

SO SCHNELL WIE DIZZY, SO LYRISCH WIE CHET

Seit sechzehn Jahren spielt Axel Schlosser im Ensemble Trompete und Flügelhorn

Ganz hinten rechts. Das ist sein Platz neben den anderen drei im Trompetensatz der Bigband. Oder vor dem Orchester. An der Rampe. Wenn er ein Solo spielt. Und das tut er häufig. Denn Axel Schlosser ist ein herausgehobener Star im Staraufgebot des Ensembles. Ein Star frei-lich, ohne Allüren. Die einzige Exzentrik, die er sich gelegentlich leistet, ist eine Mütze, die er sich beim Spielen schräg auf den massigen Kopf setzt. Höchst gefährlich kommt er einem dabei aber nicht vor. Axel Schlosser ist ein freundlicher Schwabe, ein stiller Genießer, voll hintergründigem Witz, gelegentlich ein wenig ungenau auf der Bühne stehend. Aber man täusche sich nicht, der Mann aus Aalen mit Mannheimer und Frankfurter Jazz-Sozialisation weiß genau, was gespielt wird. In der Musik, speziell im Jazz sowieso.

Axel Schlosser, Jahrgang 1976, gehört einer Generation an, die es – im Vergleich zu den auto-

didaktischen Gründervätern der „Frankfurter Schule des Jazz“ – vergleichsweise leicht hatte. Er konnte Jazz studieren, musste nicht mühsam von Platten Chorus auf Chorus von Louis Armstrong bis Miles Davis transkribieren, um das Geheimnis von Swing und Offbeat zu ergründen. Die Theorie wurde ihm in Jazzklassen von Hochschulen vermittelt, an denen er mittlerweile selbst lehrt. Praktische Erfahrung holte er sich im Jugendjazzorchester von Baden-Württemberg unter Bernd Konrad und im Bundesjugendjazzorchester von Peter Herbolzheimer; übrigens zur gleichen Zeit wie der andere große deutsche Jazztrompeter Till Brönner. Das waren Meisterkurse für Meisterschüler und zugleich Beispiele für den Segen staatlicher Förderung hierzulande – auch für den Jazz, die ehemalige Musik des Underground.

Allerdings nützt gediegene Ausbildung, gerade im individualistischen Jazz, recht wenig, wenn man nicht über einen charakteristischen Ton, Phantasie, Originalität und vor allem über die

Fähigkeit verfügt, die Eckpfeiler der musikalischen Konvention, auch der akademischen, zu umgehen. Das alles besitzt Axel Schlosser, und das macht ihn zu einem der eigenständigsten, besten Trompeter seiner Generation. Für die Bigband des Hessischen Rundfunks, der er nun schon seit gut sechzehn Jahren angehört, ist er ein Glücksfall. Das haben alle Chefs des Ensembles – von Jörg Achim Keller bis zum aktuellen Jim McNeely – weidlich ausgenutzt. Kein Auftritt ohne ein Solo von ihm, kein Arrangement, das nicht von den umfassenden Qualitäten Schlossers profitieren würde.

Welche Fähigkeiten er besitzt, kann man auf zahlreichen eigenen Einspielungen mit kleineren Ensembles und Aufnahmen der Bigband hören: eine stupende Technik auf der strahlenden Trompete und dem sanfteren Flügelhorn, Sicherheit im Umgang mit verschiedenen Stilen vom New-Orleans-Sound bis zum Free Jazz, einen Balladentonfall, der an die besten Soli amerikanischer Jazz-Heroen wie Chet Baker oder Art Farmer denken lässt, ein Achtelnoten-Feuer wie von Clifford Brown oder Dizzy Gillespie. Vor allem aber: stets überraschende, eigenwillige Improvisationen. Man höre sich nur einmal eine Ballade wie „Königsbrunn“ von der CD „Sounds from my world“ an, um von der souveränen Melancholie dieses Bläserklangs berührt zu werden. Oder all die anderen Klangfarbenspiele, fetzigen Hardbop-Grooves und architektonisch überlegen aufgebauten Soli, von denen die Einspielungen nur so überquellen.

Apropos eigene Combos: Die hr-Bigband ist auch ein Musiker-Pool, aus dem sich – wie bei Sinfonieorchestern – Ensembles kammermusikalisch zusammenschließen. Axel Schlosser hat für seine Bands – für L 14,16 etwa, benannt nach einer Mannheimer Adresse – oder seine Quartette immer wieder auf Kollegen aus dem Jazzorchester zurückgegriffen, auf die kongenialen Saxophonisten Tony Lakatos und Steffen Weber, den Schlagzeuger Jean Paul Höchstädter. Und mit dem Axel-Schlosser-Tony-Lakatos-Quintett gibt es wieder eine Band, die an die besten Zeiten des Albert-Mangelsdorff-Quintetts aus den sechziger Jahren anknüpft. Gute Perspektiven für die Jazzhauptstadt Frankfurt.





Keine Show, kein verbogenes
Horn für verbogene Töne, viel-
mehr Konzentration auf die Ein-
gebung des Moments

Der Saxophonist, Klarinettist
und Flötist Steffen Weber ist neben
dem erst kürzlich engagierten
Bassisten das jüngste Mitglied des
Ensembles

VON WEINHEIM IN DIE GANZE WELT

Wäre er am Bau beschäftigt, würde ihn der Polier regelmäßig zum Bierholen schicken. Aber eine Jazzband ist kein Bauunternehmen, und so musste Steffen Weber als neu hinzugekommenes Mitglied der hr-Bigband auch nicht bei Bedarf den Saxophonsatz verlassen, um seine Kollegen mit entsprechenden Getränken zu versorgen. Gleichwohl ist sein Beitrag zum Frankfurter Kollektiv schon hochprozentiger Natur. Er versorgt das Orchester nicht nur mit flüssigem Tonmaterial als zweiter Tenorsaxophonist neben Tony Lakatos im Holzbläsersatz des Orchesters. Er steuert weitere spritzige Klangfarben auf dem Sopran-, dem Alt- und dem Bariton-saxophon, der Klarinette, der Bassklarinette und der Querflöte bei. Zudem ist er ein ausgewiesener Solist, und er hat auch schon die Gelegenheit genutzt, sich als Komponist und Arrangeur zu profilieren. Seine Vielseitigkeit ist es vor allem, die ihn

zu einem wertvollen Ensemblemitglied der Band macht.

Steffen Weber stammt aus Mosbach, hat an der Musikhochschule in Mannheim Jazz und Populärmusik studiert, dort und in Mainz seit einiger Zeit auch eine Lehrposition inne, und ist mit Wohnsitz in Weinheim an der Bergstraße dem Landstrich treu geblieben, aus dem er stammt. Wie selbstverständlich war seine erste professionelle Position auch die eines Saxophonisten in der Bigband des Südwestrundfunks, wo er vier Jahre lang von 2008 bis 2012 spielte, bevor er zur Band des Hessischen Rundfunks wechselte, die er schon als Gast oft verstärkt hatte. Außerdem bindet ihn eine musikalische Partnerschaft an Axel Schlosser, den Trompeter der Bigband, mit dem er vor Jahren die vielfach ausgezeichnete, mitreißende Neobebop-Gruppe L 14,16 gründete.

Auch mit anderen kleineren Bands war der umtriebige Weber weltweit unterwegs – beim North Sea Jazz Festival in Den Haag, den Festi-



Steffen Weber mit dem Tenorsaxophon, seinem musikalischen Über-Ich. Anregungen für sein Spiel aber holt er sich auch von Trompetern und Pianisten.

Saxophonisten in Bigbands müssen vielseitig sein. Querflöten und Klarinetten gehören zu den selbstverständlichen Nebeninstrumenten.



vals in Montreux, Umbria, Cannes, London, Paris, Kopenhagen, Montreal und Istanbul. Das mag wie künstlerische Internationalität als Ausgleich für seine häusliche Sesshaftigkeit im Baden-Württembergischen Ländle wirken. Und zu dieser kosmopolitischen Seite von Steffen Weber gehört natürlich auch, dass er mit und ohne hr-Bigband mit vielen amerikanischen Stars auf der Bühne stand, mit Greg Osby, Joe Lovano oder Randy Brecker etwa.

Eigentlich ist das Tenorsaxophon, das auch Steffen Weber als sein erstes Instrument bezeichnet, das Jazzinstrument an sich. Der prototypische Jazzmusiker ist weniger ein Trompeter oder ein Posaunist und schon gar kein Pianist, deren Instrumente allesamt auch im klassischen Kontext vorhanden sind. Der Jazzmusiker schlechthin, das ist der Tenorsaxophonist, wie er dem gewundenen Instrument seine gewundenen Töne entlockt. Das aber macht die Sache für Tenoristen nicht einfacher. Es gibt zu viele und zu viele gute, gegen die man sich behaupten muss. Als Dudelsackspieler hätte man da im Jazz weniger Probleme, ständig mit den Größten verglichen zu werden.

Vielleicht hat Steffen Weber aus diesem Dilemma genau das Richtige gemacht: Er hat sich nicht nur einen großen Tenorsaxophonisten zum Vorbild genommen, sondern im Grunde alle – John Coltrane und Warne Marsh, Lester Young, Paul Gonsalves, Sonny Rollins, Dexter Gordon, Joe Henderson... Dazu kommen ein paar andere Instrumentalisten wie die Pianisten Lennie Tristano, Bill Evans und Brad Mehldau oder der Trompeter Miles Davis. Keine schlechte Ahnengalerie, vor allem aber eine, aus der der Cool-Jazz-Anteil hervorsticht. Und so spielt Steffen Weber auch: bei aller flinken Bebop-Virtuosität doch stets mit lyrisch-kühler Souveränität. Es passt perfekt zu dem Feuer speienden Kollegen Tony Lakatos.



Klarinetten, Hauptinstrumente des traditionellen Jazz, haben vielfach auch in den modernen Arrangements der hr-Bigband ihren Platz.

Rhythmus, Harmonie
und Melodie: Thomas
Heidepriem hält alles
zusammen.



UNERSCHÜTTERLICH SENSIBEL

Thomas Heidepriem hat als Pianist begonnen, danach legte er mit Kontrabass und E-Bass den Grund für das Spiel der anderen

Duke Ellington lobte seinen allzu früh verstorbenen Bassisten Jimmy Blanton über den grünen Klee. Jimmys Melodien seien dem Bass vollkommen angemessen und gleichzeitig ein tragendes Fundament für das Spiel des Orchesters gewesen: „In rhythmischer Hinsicht stützte er uns und trieb uns gleichzeitig voran. Er war einfach unglaublich.“ Ähnliches könnte Jim McNeely auch von seinem langjährigen Bassisten in der hr-Bigband, Thomas Heidepriem, sagen. So könnte man überhaupt von vielen Bassisten herausragender Bands sprechen. Denn gute Bigbands mit schlechten Bassisten gibt es nicht.

Der Bass ist eine Grundgewalt. Auf das Gespür für Harmonie, Melodie und Rhythmus seines Spielers müssen sich die übrigen Bandmitglieder sozusagen taub verlassen können. Und natürlich darauf, dass der Bass eine unverbrüchliche Einheit mit dem Schlagzeug bildet. Insofern hat der Duke auch Recht, wenn er überhaupt nicht

auf die Harmonie eingeht. Die Harmonie zu festigen ist eine so selbstverständliche Voraussetzung jedes Bassspiels, dass man es nicht eigens erwähnen muss. Aber kluge Bandleader wissen, dass der gute Bassist zu einem herausragenden wird, wenn er auch melodisches und rhythmisches Format besitzt.

Der gebürtige Freiburger Thomas Heidepriem ist so ein unerschütterlicher harmonisch-melodisch-rhythmischer Fundamentalist, seitdem er vor mehr als einem Vierteljahrhundert zur hr-Bigband stieß. Dabei ist er eigentlich Pianist, der sich das Bassspiel selbst beigebracht hat; wofür es im Übrigen Gründe gibt, die mit seinem Geburtsjahr 1953 zusammenhängen. Wer als Musiker aus dieser Generation stammt, für den war im Teenager-Alter der Wechsel von Bachs „Wohltemperiertem Klavier“ zu Jimi Hendrix „Voodoo Chile“ oder „I’m So Glad“ von Cream nahezu zwangsläufig. Das heißt zum E-Bass. Der Kontrabass kam als zweite Wahl erst später hinzu.

Dass Thomas Heidepriem nach ein paar Wanderjahren, vor allem mit Fusion-Bands, bald schon Lehraufträge an Musikhochschulen in Stuttgart, Mannheim und Frankfurt erhielt, sagt nicht nur etwas über seine eigenen musikpädagogischen Qualitäten aus, sondern auch etwas darüber, dass im Jazz nicht unbedingt der gerade akademische Weg zur kompetenten Lehre führen muss.

In Frankfurt hat Thomas Heidepriem natürlich nicht nur in der hr-Bigband gespielt, sondern – wie viele seiner Kollegen – in kleineren Formationen. So gehörte Heidepriem zum Kreis um Albert Mangelsdorff, spielte mit dem Saxophonisten Christof Lauer, dem Gitarristen Michael Sagmeister und im Duo mit dem Pianisten Vladislav Sendecki zusammen und nahm in den frühen neunziger Jahren mit amerikanischen Musikern und seinem Mitspieler in der Bigband, Tony Lakatos, in New York das vielbeachtete Album „Brooklyn Shuffle“ auf. Mit vielen Mitgliedern der hr-Bigband ist er häufig in Combos zu hören, die gewissermaßen das Jazzorchester aufs Quintett-Format reduzieren.

In der hr-Bigband schätzt man die Vielseitigkeit Thomas Heidepriems, der nicht nur verlässlich zu swingen vermag, der auch all die Funk-Grooves aus der Fusion- und Rock-Musik beherrscht und so zum wichtigen Klangelement wird, wenn das Bigband-Arrangement seine Satzstruktur verlässt und etwa zur eingeschobenen Triokomposition schrumpft wie in „Farewell Uncle Paul“ von Jim McNeely oder in „Sonnymoon for Two“, wo Heidepriem ein volltönendes Medium-Solo und eine souveräne Begleitung zum Organisten Joey DeFrancesco gleichermaßen beisteuert. Dass er sich kaum einmal in den Vordergrund spielt, immer den richtigen Sound zur Unterstüt-

zung der Band findet, zeigt seine Stilsicherheit wie seine Souveränität gleichermaßen. In solchen Stücken aber wie in „Home at Last“ von Steely Dan stampft Heidepriem die Grundtöne so fest in den Bühnenboden, dass sie sogar der Bank von England als erdbebensichere Pfeiler dienen könnten. Unerschütterliche Sensibilität: Was will man mehr vom Bass einer Bigband?





Ohne Bass kein Fundament: Thomas Heidepriem hat eine tragende Rolle im Ensemble.

